

**Zeitschrift:** Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle  
**Band:** 18 (1950)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Milo : ein Erinnerungsblatt aus dem Süden  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-569296>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Mila

*Ein Erinnerungsblatt aus dem Süden.*

Ich glaube, es war doch eine glänzende Idee von meinem Vater, dass er mich jedes Jahr während der grossen Ferien zum Lande hinausjagte. «So, voilà dreihundert Franken; da ist noch das Geburtstagsgeschenk von Tante Eulalia dabei, aber ich will dich jetzt vier Wochen lang nicht mehr sehen. Adieu — schreib' dann eine Postkarte, damit man ungefähr weiss, wo du steckst.» —

Was macht nun ein junger, frischgebackener Student in einem solchen Fall? Pläne, Wunschträume, Phantasiereisen, alles hat mit einem Mal greifbare Form angenommen und — Italien! heisst die Parole natürlich. Zwei Tage darauf ist er schon in Florenz, steht bewundernd begeistert vor den Statuen des grossen Michelangelo, fast erschrocken vor den trotzig-stolzen Prachtbauten der Renaissance-Adligen, wandert entzückt auf den Höhen über dem Arno, die prächtige Stadt zu seinen Füüssen. Nach einer Woche zieht es ihn nach Rom, dem Brennpunkt der vielfältigsten Kulturen von hundert Menschenaltern, Museen, Bauten und Ruinen lassen ihn vierzehn Tage lang nicht los. — Doch für eines hat er noch gar keinen Blick gehabt; dafür war er wohl zu blind im Rausche seiner Kunst- und Landschaftsbegeisterung — für den italienischen Menschen, den liebenswerten, glücklichen Menschen, welcher, bewusst oder unbewusst, inmitten all dieser Herrlichkeiten von Natur und Kunst lebt — und dem diese ihren Stempel des Schönheitsempfindens ja der Schönheit selbst aufgedrückt haben.

So kommt der Student auch nach Neapel, mit einem genauen Plan der Sehenswürdigkeiten: Vesuv, Pompeji, ein Ausflug nach Capri, am vorletzten Tag noch ein Besuch im Museo Nazionale. Und er schlendert also an einem glühend heissen Nachmittag, noch ganz benommen von der Glut der südlichen Sonne, die ihm während der beiden Tage in Capri und an den Hängen des Vesuvs zugesetzt hatte, im Museum von Statue zu Statue und bleibt jetzt wieder bewundernd vor dem Muskelspiel eines antiken Torso stehen.

«Dürfte ich einmal einen Blick in Ihren Katalog werfen?», höre ich da im schönsten Schriftdeutsch eine sympathische Stimme — ich wende mich ihr zu, und freundlich lächelnd, mit einer bittenden, doch nicht aufdringlich bittenden, Gebärde steht ein junger Mensch mit einer hellblonden Strubelmähne neben mir. «Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle: Manfred H. . . , Student der Philologie aus Heidelberg». (Ach, dass sich diese Deutschen doch immer als erstes einmal vorstellen müssen!) Natürlich gestatte ich. «Sie sind doch auch Deutscher — ach so, Schweizer?» — und sehr bald war die Freundschaft geschlossen, wie das unter jungen harmlosen Menschen, wenn sie sich dazu noch in der Fremde treffen, zu gehen pflegt. So sehr harmlos war er nun auch wieder nicht, dieser junge Heidelberger, denn als wir nach dem Verlassen des Museums unsere Pasta asciutta in einer der kleinen Osterien verzehrt hatten, nebst einigen Gläsern vino nero, sagte er: «Du, weisst

was, jetzt gehen wir noch einmal hinunter in das berühmte Santa Lucia-Quartier, da ist allerhand los; ich hab' da eine Adresse von einem Komilitonen bekommen.» Sehr begeistert war ich nicht eben von dem Vorschlag, denn ich ahnte schon, was da kommen sollte; Spassverderber wollte ich aber auch nicht sein. Und natürlich, als wir nach vielem Hin- und Herirren und Fragen endlich die Strasse und das Haus mit der roten Ampel am Eingang gefunden hatten, öffnete eine dicke, schmierige, grinsende Alte. «Un momento . . . prego, uno dei signori qui . . .» — «Nein, nein, wir bleiben zusammen . . .!» — Nun, lang sind wir nicht geblieben, Manfred hatte bald genug von den beiden sehr südlichen, sehr vollschlanken Schönheiten im besten Alter, und mich hatten sie, ich muss es ehrlich gestehen, vom ersten Augenblick sehr wenig interessiert. «Komm, wir gehen», sagte Manfred; schnell kippten wir den Rest unseres vino nero hinunter, der mir übrigens sehr süß und stark vorkam, und verliessen das einladende Haus. — — «Mà, signori, ho ancora altre . . .», rief uns die dicke Alte noch nach. «No, no — mille grazie» — — und fort waren wir. «Na, da hast du ja eine schöne Adresse gehabt», sagte ich, als wir nach ein paar Minuten auf der Hafenmauer sassen und die Beine über dem Wasser baumeln liessen. «Aber du, Pit, wenn man schon mal in so einer Hafenstadt ist, soll man doch auch was Rassiges erleben — oder meinst du nicht?» — — «Nennst du das ‚was Rassiges‘ erleben?», antwortete ich. Und wieder war das Gespräch zu Ende. «Brr — mir ist ganz «trümlig», von dem ganzen Zeug und dem vielen nero.» — »Also gehen wir heim, es ist doch nichts rechtes los hier.» — — Und so machten wir uns auf den Heimweg, Arm in Arm, denn der Rotwein tat wirklich seine Wirkung. —

«Ajiii — — signori, spettate — un momento» — und ein lustiges dunkelbraunes Matrosengesicht mit pechschwarzen Chruselhaaren grinste uns an. «Tedeschi — Germans?» frug er und deutete auf Manfreds blondem Schopf. — «Si, no, ah, Svizzero, benissimo! — Venite — mitkomm — gran festa auf Schiff, — nix kosta, musica, ballare, dancing — viel junge Leute — come voi — sehr lustig!» — — «Na, was meinst du, Fredi, vielleicht gibt's dort doch noch was ‚Rassiges‘ zu erleben». — Fredi wackelte ein bisschen skeptisch mit dem Kopf. — «Doch, si, si, mitkomm, come on», — und schon nahm er uns an den Armen. —

Ehe wir es uns versahen, liefen wir schwatzend auf der Hafenmole, dann über einen kleinen Steg, Holzplanken, Teergeruch, eine steile Treppe hinunter, durch einen dunklen Korridor, — eine Türe aufgestossen — — und tatsächlich, das hatten wir beide noch nie, nicht einmal im Traum gesehen. Tableau:

Ein niedriger Raum, erhellt durch eine trübe Petrollampe, ringsherum Schlafkojen, Bänke und Stühle, in der Mitte ein Tisch, voll von Chiantiflaschen. In diesem Milieu zwei, drei Dutzend junger Seeleute, alle mit blossen Oberkörpern, glänzend von Schweiss in der drückenden, dunstigen Atmosphäre, meist in kurzen Hosen da sitzend, teils die Arme einander um die Schultern gelegt oder eng aneinandergeschmiegt, paarweise oder in Gruppen, scherzend und laut lachend; etwa fünf bis sechs Paare tanzten zu den Klängen einer verstimmten Handorgel, die ein schwarzer Teufel jedoch mit einer unglaublichen Fingerfertigkeit in wilden, synkopierten Rhythmen bearbeitete. — «Du, das ist aber

was Gelungenes», sagte Fredi, «sind die nicht . . . schau, schau da, die zwei...!» — Aber ich hatte gar keine Zeit zu schauen; auch zog mich schon eine sehnige Hand in eine andere Ecke des Raumes. «Ecco . . . bere, buon vino . . .», und schon hatte ich eine Flasche am Munde. Der Wein schien mir herrlich süß und mild, sodass ich einen tiefen Schluck nahm. Dann erst schaute ich den freundlichen Spender an, der da in seiner kurzen Hose neben mir sass — — und war frappiert: nein, das ist doch — — ja, tatsächlich, genau, der Torso aus dem Museo, der Ringkämpfer, dieses prächtige Muskelspiel — — nein, er ist herrlicher, tausendmal, schöner, denn er lebt, bewegt sich, die Muskeln spielen — — ; und diese schwarzen Haare mit den winzigen Schweißtröpfchen, die prächtigen Arme, mit den schlanken Händen und Fingern, und der römische Kopf mit den schwarzen Locken, nur die Lippen etwas zu breit, aber das Gebiss, die herrliche Perlenkette der Zähne. All dies fasste ich im Bruchteil einer Sekunde auf, denn schon war mir das Blickfeld wieder verdeckt durch seinen mächtigen Schädel, der mir ganz nahe war: «Io Milo — Milo. Noi — due amici? You, my friend, yes? — Si, si!» Und ich spürte seinen Atem, schwer von Wein und voll einer unerhörten und furchterregenden Leidenschaft. Aber mein gewiss tief erschrockener Blick begegnete einem so freundschaftlichen und frohen Lachen auf einem guten, offenen Gesicht, dass alle Furcht wie weggeblasen war. «Gut, wir wollen Freunde sein!» — — «Siamo amici!» Und dann, — — aber was war das auch — — Küsse, von einem Mann, und noch dazu einem fremden Matrosen . . . Eine Glut umfasste mich, ein Sturm von unerhörter Kraft — — ungezählte Küsse, Umarmungen, Liebkosungen liessen mir es für einen Moment schwarz vor den Augen werden — — und der junge Student sank in die Arme des athletischen Matrosen. Und als er nach ein paar Sekunden wieder zu sich kam, war mit einemmal alles verweht, die eingepflichten Moralbegriffe, der drohend erhobene Finger des alten Onkels — «Unnatur!» — alles war zur Farce geworden; dafür konnte der junge Mensch mit einem Schlage alles, alles, als ob eine antike Göttin ihm mit einem Kuss auf die Stirne die Gnaden der schönsten aller Künste beschert hätte — — und so erwiderte er auch alles, die Küsse, die Umarmungen, die Liebkosungen, die den Anderen zu noch begeisterteren, feurigeren Taten hinrissen. — — «Aajiii! bravo, bravissimo, lo Svizzero!» — Ein schallendes Gelächter von einem Dutzend Stimmen liessen uns aufspringen; blutübergossen von Scham und Aerger stand ich da, und auch Milo war aufgesprungen und blickte wütend um sich. «Niente — niente, benissimo. — tutti amici — don't be angry — nit böse! Må con noi, ballare, dancing. Tutti — all of us!» — Und der schwarze Teufel mit der Handorgel begann eine seiner wilden Melodien anzustimmen. Und mitgerissen wurden wir von dem Wirbel der Rhythmen, der die jungen Matrosenkörper über die knarrenden Dielen des Schiffsraumes jagte. Einen Moment schoss mir noch ein Gedanke durch den Kopf: Manfred! «Wo ist Manfred?», rief ich aus und schaute mich erschrocken suchend um. «Fredi — — partito», sagte einer der Tanzenden lachend und wies mit dem Kopf in eine Ecke des Raumes. Tatsächlich leuchtete aus dem hintersten Winkel einer der Kojen sein blonder Schopf, doch ständig fuhr ein dunkler Schatten darüber hin, eine dunkelbraune Hand, das konnte ich noch sehen, und dann einen schwarzen Krauskopf, der nun-

mehr das ganze Gold verdeckte. Das war das letzte, was ich noch von der übrigen Welt wahrnehmen konnte, dann versank sie — und es war nur noch Milo da. Ich sah nur mehr sein liebes Gesicht, den starken Hals, die mächtig gewölbte Brust, die krausen Haare darauf mit den winzigen Schweissperlen — und ein silbernes Kettchen mit einem zarten Frauenkopf — Santa Lucia sei das, sagte Milo; hörte auch nichts mehr als seine stammelnden, abgerissenen Liebesworte — und fühlte nichts mehr als seinen herrlichen muskulösen Leib, das fiebernde Spiel seiner Hände, seiner Lippen. Heiss war es, das Blut sauste in den Schläfen. — — «Fà caldo!» — «Si, mio amore... Vedi, gli altri...» und inmitten der wogenden Nacktheit riss er dem zitternden jungen Menschen, das Wenige noch vom Leibe, das er auf sich trug. — Der Teufel mit der Handorgel hatte die Petrollampe ausgehängt. «Finita la guerra, Fiiürobe!» (Woher hatte er auch das schweizerdeutsche Wort!), tanzte noch einmal, die Lampe in der Hand, im Raume umher, sie den Paaren diabolisch lachend um die Nase schwingend... und verschwand damit. — Es war stockdunkel. «Vieni — vieni, non avere paura!» und der Student liess sich willenlos vom Boden aufnehmen wie ein Kind — dachte ein paar Sekunden: nun endlich, es ist doch gut, dass du nun daliegen und schlafen kannst, hast die Ruhe doch nötig, — vermeinte aber plötzlich zu ersticken unter einer Last, wie sie noch nie auf ihm geruht hatte, und sank dann hin unter tausend Küssen zu dem schönsten, wildesten und heissesten Traum, der je einem Menschen beschieden war....

Ach, wie nüchtern, hart und traurig war das Erwachen — — er fand sich auf einer Bank liegend, mit schmerzenden Gliedern und jämmerlich frierend, einen Teil seiner Kleider hatte er an, der Rest lag als ein Bündel ihm auf dem Leibe. — Ein paar Schritte entfernt, auf einer zweiten Bank, der gute Fredi, — in einem vielleicht noch desolateren Zustand. Der Morgen dämmerte, — und an der Hafensemole lief gerade ein Schiff aus. — — Ach, fort sind sie jetzt, wohin? Milo, komm zurück! — Ein dummer Gedanke liess mich schnell mein Portemonnaie öffnen und die Geldscheine zählen — was für ein schmutziger Verdacht auch; natürlich fehlte nichts. Aber als ich später am Markte etwas Obst kaufte und das Seitenfach mit dem Kleingeld öffnete, hielt ich ein kleines silbernes Kettchen in der Hand: «Santa Lucia, ora pro nobis» stand auf dem angehängten kleinen Medaillon. — Ich trage es noch heute...

Ja, und Fredi?», fragt ihr. Ja, der hat nichts mehr gesagt — ach so, doch; natürlich: als wir am nächsten Abend, der letzten Nacht in Italien, wieder in unseren Hotelbetten lagen, hörte ich ihn im Halbschlaf seufzen und vor sich hin flüstern: «Ach, Pietro, Pietro...!» Will sagen, ich konnte es erst verstehen, als ich mich zu ihm hinüberschlich, um zu hören, was er da murmelte.

Aber der Lausbub machte da seine spitzbübischen Augen unter dem blonden Haarschopf auf und flüsterte: «Nun, Pit, du Kerl, was hast du denn da gestern Nacht gemacht? Komm her, erzähl mal!» Ich hab' ihm aber nichts erzählt. — Und dann? Ja, dann hat er mich wohl mit seinem Pietro verwechselt. Und tatsächlich, ich glaub', bei dem hat er noch mehr gelernt, als ich von Milo!

Y r j ö .